

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 246

Posen, den 25. Oktober 1929

3. Jahrg.



(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Glaubst du, daß es ihr Spaß macht?“

„Natürlich. Sie wirft dich zu allen anderen, mit denen sie schon gespielt hat und freut sich, wenn sie sieht, wie deine Seele zuckt und wie dein Herz sich windet. Dein Martyrium ist doch nur ein sehr vergnügliches Schauspiel für sie.“

Ihm wurde ganz schwach.

Die Nana mochte wohl recht haben. Sein Kopf hämmerte und alles tat ihm zum Zerpringen weh. Sein Traum von Glück zerriß bis auf den letzten Faden, an dem er noch gehangen hatte. Es wurde ganz still in ihm. Die Backenknochen seines Gesichtes meistelten sich scharf hervor. In den Augen erlosch alles Leben.

Ohne Nana weiter zu beachten, wandte er sich um und lehnte die Stirne wieder gegen die Scheiben.

Die Hand gegen die Lider pressend, schlich das Mädchen hinaus.

Er mußte allein mit allem fertig werden. Aus dieser Not gab es keinen Retter.

Das Ungeheuerliche war geschehen.

Dr. Udo von Saar hatte sich verlobt: verlobt mit Meta Birkens, die so gescheit und klug war, seit zwei Jahren den Witwenschleier trug und mit Männern umzugehen mußte. Das letztere war eigentlich das Tröstlichste von allem.

Dr. Udo kam sich als Bräutigam so unsäglich komisch vor, daß er glaubte, alle Welt müsse ihn darum ansehen, wenn er nur einmal auf die Straße ging. Er verkroch sich soviel es ging hinter seine Bücher und versuchte umsonst Bräutigamsgefühle in sich zu entdecken.

Erst hatte er aufgeatmet, als Meta Birkens ihm gesagt hatte, sie würde für einige Tage zu Verwandten reisen. Nun war er doppelt geschlagen. Er sollte ihr schreiben. Er: Dr. Udo von Saar, sollte einen Liebesbrief verfassen.

Es lief ihm eiskalt über den Rücken. Wie schrieb man einer Frau? —

Der Mann, der dicke Bücher über die schwierigsten Tagesfragen verfaßte, sah über einen Bogen weißen Papiers geneigt und quälte sich endlos. Schon die Anrede machte ihm Kopfzerbrechen.

„Gnädige Frau!“

Er wurde unsicher und verzagt, wühlte mit nervösen Fingern in seinem Scheitel und erschrak vor dem Riesenflecks, der plötzlich auf dem fleckenlosen Bogen saß.

Er mußte einen neuen nehmen. Seine Hände zerrten ein weißes Blatt aus dem Karton grauen Büttens, das Marion für ihn gekauft hatte. Er wäre fähig gewesen, den nächstbesten Kanzeibogen zu benutzen.

Nun bemühte er sich wirklich, wenn der Wisch erst fertig war, dann konnte er wieder arbeiten. Solange das leere Papier ihm entgegenstarrte, war das ganz unmöglich.

„Gnädige Frau!

In der angenehmen Hoffnung, Sie möchten gut“ — plötzlich glaubte er sich zu erinnern, daß er du sagte und daß er sie geküßt hatte, einmal oder zweimal — er wußte es nicht mehr genau. Das Blut schoß ihm mit hohem Drucke zu den Schläfen. Vor einer Wiederholung war ihm unsäglich bange. Es war doch sehr beruhigend, daß sie so weit weg war — wenigstens für den Augenblick.

Er krümmte das Blatt zwischen den Fingern zu einem Knäuel und ließ es in den Papierkorb fallen. Der dritte Bogen. Er zählte die einzelnen Blätter, die noch in der Kassette lagen. Zehn Stück! — Hoffentlich würde es reichen.

„Beliebte Meta!“ — Wie intim das klang! Als ob man schon verheiratet wäre. Vielleicht nahm sie es übel. Frauen konnten so launisch sein. Wie höhnisch die Buchstaben ihn anstarrten. Er empfand Kopfschmerz dabei, Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne. Es ging einfach nicht. Möglicherweise erwartete sie auch gar keinen Brief.

Er legte den Bogen wieder in den Kasten zurück und atmete auf.

Frau Marions Stimme ließ ihn umschauen. Eilig schob er ein Buch über den Briefbehälter. Aber es deckte nicht ganz. „Beliebte Meta!“ war noch sehr deutlich zu lesen.

Frau Marion sah es und lächelte. „Habe ich dich gestört, Udo,“ sie fuhr ihm lobend über die Schulter. „Vier Tage ist die Meta erst fort und schon drei Briefe.“

„Aber noch keinen weggeschickt.“ Er empfand einen bitteren Geschmack im Munde, als er dies eingestand. Und als sie nichts sagte und keine Vorwürfe für ihn hatte, bat er knabenhaft verlegen: „Wenn du mir ein paar Zeilen für sie aufsetzen wolltest. Ich habe so gar kein Geschick dafür und verträdele so viel kostbare Zeit damit.“

„Aber Udo!“

„Du weißt doch besser, was man einer Frau schreibt, Marion, und du hast mir doch auch feinerzeit versprochen, alles abzunehmen, was störend für mich ist.“

„Aber doch nicht deine Briefe, Udo! Briefe müssen doch eine persönliche Note haben. Wenn du jetzt schon diese paar Zeilen für sie nicht findest, was wirst du ihr dann zu sagen haben, wenn ihr verheiratet seid!“

„Das ist es ja. Ich glaube, diese Verlobung war etwas sehr Ueberreifes. Ich finde mich jetzt schon nicht in die Verhältnisse. Später wird es dann noch viel schlimmer sein. Wenn es einen Skandal gäbe! Eine Scheidung oder irgend etwas Ähnliches. Das wäre fürchterlich!“

„Es würde dir sehr viel Zeit wegnehmen,“ sagte sie boshaft.

„Natürlich, soviel Zeit.“

Er ist ein Kind, dachte sie und nebenbei empfand sie auch ein bißchen Mitleid mit ihm. „Laß nur“, tröstete sie gütig. „Ich sehe dir etwas auf und lege es dir auf den Schreibtisch. Du brauchst es dann nur abzuschreiben.“

„Ja! — — — Ich danke dir auch vielmals, Marion!“ Er küßte ihr die Hand und lehnte für einen Moment seinen Kopf gegen ihre Schulter.

Das rührte sie. Er war so karg an Zärtlichkeiten, daß diese eine, die sie noch aus seiner Knabenzeit her kannte, sie erschütterte. Meta Birkens würde ihn schon richten. Und es war gut so. Sie war so ganz die Frau, die für ihn paßte.

Als sie in die Diele trat, traf sie Hella, die bat, ihr für ein paar Minuten Gehör zu schenken. Marion war begierig, was die Tochter ihr zu sagen hatte. Vielleicht wieder Nikolaus Dimitris wegen. Schadel! Sie war so gut gelaunt gewesen.

Als Hella in einem Stuhle neben ihr sitzend zu reden begann, horchte sie erstaunt auf. „Ich begreife nicht, Kind! Weshalb denn, weshalb denn nur?“

„Es gibt hier so gar nichts für mich zu tun, Mama. Ich komme mir so überflüssig vor! Wirklich, sehr überflüssig.“

„Das heißt, du bist gelangweilt,“ unterbrach sie Marion.

„Nein, nicht gelangweilt, Mama. Aber wenn ich sehe, wie alle anderen arbeiten und schaffen und Verpflichtungen haben, schäme ich mich. Du hast deinen Beruf! — Unkel ist bis in die Nacht hinein tätig — nur ich bin zum Müßiggehen verurteilt!“

„Und da hast du dir also etwas ausgedacht, dem entgegenzuarbeiten! Was zum Beispiel?“

„Ich will an Tante Christine schreiben, ob die mich vielleicht brauchen kann und Arbeit für mich hat.“

„Ja, die hat sie.“ Marions Stimme war jetzt ganz Spott. Sie war nicht herzlos und liebte Hella auf ihre Weise. Aber, daß die Tochter von hier fort zu fremden Leuten wollte, empfand sie als persönliche Beleidigung. Es war ihr eine große Enttäuschung, daß Hella sich nicht zufrieden fühlte. Du lieber Gott, tausend andere wären froh gewesen, wenn sie sich in solchen Verhältnissen befänden. „Schreib ihr also,“ gebot sie härter, als sie eigentlich gewollt hatte. „Ich lege dir natürlich nichts in den Weg, wenn du glaubst, daß es anderswo besser ist.“

„Aber Mama!“

„Du denkst nur an dich!“ Frau Marions Stimme schraubte sich höher. „Was die Leute sagen, ist dir gleichgültig.“

„Was sollen sie denn sagen, Mama?“

„Daß die Stiefmutter dir das Leben sauer macht und es endlich erreicht hat, dich aus dem Hause zu ekeln.“

„Aber das ist ja eine Lüge,“ empörte sich das Mädchen. Sie schluckte krampfhaft an den plötzlich heiß aufsteigenden Tränen.

Nun tat sie Marion wirklich leid. Hella wußte vielleicht selbst nicht, was sie wollte. Man hatte in diesen Jahren oft so verworrene Ideen, solch krampfartige Empfindungen, die von heute auf morgen wechselten und sich nicht klar bestimmen ließen. „Ueberlege es dir einmal, Kind.“ Ihre Hände waren sehr weich und kosend, als sie jetzt über die Wangen der Tochter fuhren. „Wenn du durchaus willst, werde ich dich natürlich nicht zwingen, zu bleiben.“

Frau Marion wurde ein Besuch gemeldet. Die Tochter blieb allein. Alles Herbe war aus dem jungen Gesichte geschwunden: Vielleicht kam es doch nicht zu einer Heirat Onkel Udos und Meta Birkens! Oder vielleicht ließen sie sich bald wieder scheiden — obwohl — ein geschiedener Mann! — aber wenn er sich dann auch nicht mehr vermählte, möglicherweise konnte sie ihm den Haushalt führen oder auch sonst behilflich sein.

Sie empfand Gewissensbisse, daß ihre Gedanken ihn Tag und Nacht wie unsichtbare Fäden umschlossen. Darum wollte sie ja auch fort. „Man muß unter andere Menschen gehen, dann vergißt man,“ hatte ihr Vater immer gesagt. Am besten war, sie telegraphierte

Eine Viertelstunde später stand sie vor dem Schalter und ließ sich ein Depeschenformular geben.

„Frau Christine Schilling — Gut Achenhausen!“

Ich möchte gerne zu Dir kommen — wenn Du Arbeit für mich hast
Hella.“

Nachts klingelte es, daß der Hausmeister erschrocken aus dem Schlafe fuhr und in seine Pantoffel schlüpfte! — Ein Telegramm für das gnädige Fräulein. — Von oben herab rief Hellas Stimme eine Frage in das Dämmer des Flurs. Er trug es ihr entgegen und sah, wie sie es im Hinaufschreiten aufriß.

„Ich freue mich auf Dein Kommen. Um Arbeit braucht Dir nicht bange zu sein.
Tante Christine“

Nun war es also in Ordnung. Am anderen Morgen überrückte Frau Marion die Tochter beim Baden. Eines der Mädchen war ihr dabei behilflich. „Wie lange willst du wegbleiben?“

Hella merkte an der Stimme der Mutter, wie diese sich zu beherrschen suchte. Sie war sehr unglücklich, daß sie ihr Aerger verurteilte. Aber ihr lagen: „Ich kann nicht sehen, wie Meta Birkens die Arme um Onkel Udo schlingt und ihn küßt,“ war eine Unmöglichkeit. Sie mußte sorgen, den bereits angegebenen Grund, daß sie sich überflüssig fühle, bis zuletzt glaubwürdig zu machen.

Und dann kam am Nachmittag die Stunde des Abschieds. Achenhausen lag keine Ewigkeit entfernt. Man konnte es mit einer halben Stunde Schnellzugsfahrt bequem erreichen.

Dr. Udo sah erstaunt auf, als sie im Reisekleide vor seinem Schreibtische stand, um Adieu zu sagen. So rührend hilflos, von heimlichen Schauern durchzuckt, mit so großen glückleeren Augen hatte er sie noch nie gesehen. Was war ihr denn? — Marion würde doch gut zu dem Kinde sein! Gott, er wußte ja, die Schwester hatte zuweilen Launen! Aber, daß sie die Tochter schlecht behandelte, war kaum anzunehmen. Er hätte sicher auch etwas davon gemerkt.

„Hast du Zerwürfnisse mit der Mama gehabt?“ Er hielt ihre widersprechende Hand zwischen den seinen fest, während er zu ihr auf sah.

Sie verneinte mit einem Kopfschütteln. Ihre Kehle saß wie vertrocknet. Sie brachte keinen Ton hervor. Es war

noch zuviel, ihn so vor sich zu haben und die Gleichmütig-Bunschlose zu spielen. Sie besaß absolut kein Talent zur Verstellung.

Er ließ noch immer den Blick auf ihr ruhen, sie mochte sich zwingen, wie sie wollte! Es ging nicht mehr. In der nächsten Minute lag ihr Gesicht gegen seine Schulter.

Dr. Udo ahnte nicht das Gerinöle, dachte nur, es sei der Abschied, der sie so erregte. Er ließ behutsam ihren Arm entfangen und zwang sie dann neben sich in einen Stuhl.

„Kind, warum gehst du eigentlich, wenn es dir so schwer fällt? Wenn du Differenzen mit der Mama gehabt hast, finde ich es sehr unrichtig, auszutheisen. Du kannst mir das ja anvertrauen. Ich bringe es sicher wieder ins Gleichgewicht. — Marion hat ihre Fehler — du brauchst es nicht zu verneinen! Ich weiß es selbst — Aber sie hat dich sehr lieb. Du mußt nachsichtig mit ihr sein. Sie ist eine sehr, sehr verwöhnte Frau! Das zieht immer gewisse Mängel groß.“

„Onkel, du irrst! Zwischen Mama und mir besteht nicht die geringste Uneinigkeit. Ich habe nicht zu klagen! Sie war immer gut zu mir.“

„Dann umso besser. Es hätte mir sehr leid getan, wenn es anders gewesen wäre.“

Wie hilflos armselig sich Hella mit einemmal wieder fühlte. Nun würde sie für lange nicht mehr hier sitzen und ihn sehen können. Ich muß mir genau einprägen, wie er aussieht, dachte sie und kämpfte ihre Erregung nieder. Sie verglich ihn mit anderen Männern ihres Bekanntenkreises, ob sie nicht Ähnlichkeit mit ihm hätten, das ihr das Erinnern erleichterte. Er fiel aus dem Schema! War ganz, ganz anders als alle, deren Bilder sie im Gedächtnis hatte! — Ganz anders! —

Sie verzweifelte fast, dieses Antlitz, das sie so sehr liebte, so in sich aufnehmen zu können, daß es ihr nicht verloren ging.

Als sie sich nach ein paar Minuten erhob, begleitete er sie zur Tür. „Onkel, ich möchte dir noch sagen, daß ich dir alles Glück der Erde wünsche!“ Sie würgte krampfhaft an den Worten.

„Ich danke dir, Kind, ich bin überzeugt davon.“ Hand in Hand traten sie bei Frau Marion ein, die sich eben die Handtücher überstreifte, um die Tochter zur Bahn zu bringen. Ihr Blick bekam etwas Forschendes, ging dann in ungläubiges Staunen über, und blieb an Hella haften, deren ganzes Wesen zerfloß vor ihr. Sie sah der Tochter in dieser Sekunde bis auf den Grund der Seele

Also deshalb! — Sie hätte laut hinauslachen mögen und empfand doch ein leises Weh mit der Not der Achtzehnjährigen, die ihre Gefühle so tapfer in sich verließ. Es war etwas rührend Keusches in der ganzen Haltung des Mädchens und in dem schmalen, bleichen Gesichte etwas so weltfremd Besonnenes, daß sie wortlos ihre Hände um die der Tochter legte und sie auf den Mund küßte.

„Hast du dich von Udo schon verabschiedet?“ Sie ließ mit Absicht diesmal den „Onkel“ weg.

Hella nickte und streifte noch einmal die Gestalt des Mannes neben ihr.

„Dann können wir ja gehen. Ich glaube, es ist Zeit.“ Der Wagen steht seit fünf Minuten unten.“

„Lebe wohl, Onkel.“

„Auf Wiedersehen, Kind!“ Udo von Saar küßte sie in seiner feinen, vornehmen Art, die so gar nichts leidenschaftlich Aufregendes hatte. Aber es peitschte doch ihr Blut bis zur Siedehitze und prickelte durch alle Nervenstrahlen, als sie seine Lippen auf den ihren fühlte.

Nun würde er sie nie mehr küssen, nie mehr. Diese letzte Liebkosung war ihr wie ein Vermächtnis.

Während der Fahrt streckte Frau Marion ganz leise einen Fühler aus. Sie wollte wissen, ob ihre Vermutung auch Anspruch auf Richtigkeit hatte. Scheinbar ganz in Gedanken verloren, sagte sie so nebenbei: „Ich habe nun doch große Sorge, ob Meta Birkens auch für Onkel paßt! Möglicherweise wird er sehr unglücklich mit ihr! Sie sind so verschiedene Naturen.“

Das Gesicht der Tochter war totenbleich geworden. Der langsam gewölbte Mund zitterte und brachte keinen Ton hervor, während die großen dunklen Augen erschrocken an ihrem Blicke hingen.

Es stimmte also! — Armer Hascher! Gott ja, man war auch einmal 18 Jahre alt gewesen und hatte von erster Liebe geträumt. Frau Marion wußte noch, als ob es gestern erst gewesen wäre, wie sie dem blutjungen Leutnant am Hals gehangen hatte und glaubte, das Herz müsse ihr brechen vor Verzweiflung, weil die Eltern sich einer Verbindung widerlegten, seiner großen Schulden wegen (Fortsetzung folgt).

Bücher sind Freunde.

Der beste Freund ist ein gutes Buch. In jeder frohen, in jeder trüben Stimmung ist das Buch ein Begleiter, der den Frohen froher macht und dem Traurigen Fassung und Haltung verleiht. Und darum soll man die Bücher halten wie Freunde. Stets in erreichbarer Nähe sollen diese lieben Freunde sein, und man soll sie anfassen wie etwas Zerbrechliches und Kostbares.



Moderner Bucheinband

An der Haltung seiner Bücher erkennt man den Menschen. Es gibt peinlich saubere Menschen, die an ihrer Kleidung und in ihrer Wohnung kein Stäubchen dulden, und es kommt ihnen doch nicht darauf an, ein spannendes Buch zu einem Butterbrot zu lesen oder Tinte darüber zu gießen. Sie legen es in die Sonne, in die Kasse, es ist ja nur ein Buch, das man nicht zu achten braucht, ein wertloser Gegenstand. Sie machen Eselsohren hinein als

Merkzeichen, statt ein Stückchen Papier dazwischen zu legen; um es bequemer lesen zu können, fassen sie mit beiden Händen und biegen die Blätter gegen den Bucheinband zurück, daß die Heftfäden krachen und häßliche Spalten zwischen den Seiten entstehen. Sogar ein geliehenes Buch ist für sie eine belanglose Sache, es kann beschmutzt werden, zerrissen, vergessen und verworfen werden: es gehört ja nicht ihnen, sie brauchen also keine Sorgfalt darauf zu verwenden. Man wird sich nie täuschen, wenn man diesen Menschen nach der Haltung der Bücher beurteilt. Sie sind egoistisch, oberflächlich, wenn sie nicht noch einen viel bedenkllicheren Charakter haben.

Zuerst soll es das Bestreben jedes wahrhaft gebildeten Menschen sein, ein Buch zu erwerben, wenn es ihm gefällt. Ein einmal gelesenes Buch ist noch kein wahrer Freund, man muß es zur Hand haben, hereinschauen, wenn man Lust danach hat, und es immer und immer wieder lesen können. Vor allen Dingen: Verse kann man nicht genug, wieder und wieder lesen; erst bei mehrmaligem Lesen offenbaren sie ihren ganzen Reiz, und außerdem ist es auch eine gute Probe aufs Exempel — erst Verse, die man wieder und wieder lesen kann, ohne sie überzubaben oder sie banal zu finden, sind wirkliche Lyrik.



Künstlerische und zweckmäßige Bücherstöße

Immer mehr bemüht sich die moderne Buchindustrie, das Buch so persönlich wie möglich zu gestalten. Der Einband ist dem Inhalt angepaßt, er ist hell, farbig und freundlich bei einem heiteren Buch, schlicht bei einem wissenschaftlichen Werk, gebiegen und exklusiv ausgestattet bei einem guten epischen

Buch. Der Buchkunst sind heute keine Schranken gesetzt, alle Einfälle der Zeichner haben Platz zwischen den Seiten. Wie am Anfang des vorigen Jahrhunderts legt man besonderen Wert auf Illustration, nachdem man gegen Ende ganz davon abgekommen war. Nur daß statt der Kupfer- und Stahlstiche Radierungen, Kohle-, Bleistiftzeichnungen und Lithographien am meisten beliebt sind. Auch der farbige Buchschmuck, der besonders schön und besonders kostbar ist, kommt wieder in Aufnahme, nur daß statt mühsamer Mönchsarbeit moderne Maschinen die Vielfältigkeiten besorgen.

Leute, die ihre Bücher sehr lieben, werden nur die kostbarsten und teuersten Werke hinter Glasscheiben aufbewahren; das ideale Unterfunktsmittel sind Regale mit Vorhängen, an die man ohne weitere Umstände herantreten und nach Belieben einen oder den anderen Liebling herausziehen und betrachten kann. Nur so kann man wahre Freundschaft mit Büchern halten, indem man ihnen immer nahe ist. Man soll nur einmal ausprobieren, wie hemmend das Suchen nach Bücherschrankschlüssel, das Aufmachen großer, festgeklemmter Glasüren auf den Wunsch nach häufiger Betrachtung wirkt.

Bücher, die man immer zur Hand haben will, kann man am besten auf seinem Schreibtisch haben. Das lästige Nachden-Seiten-Umfallen kann man durch Buchstützen beheben. Nachdem man sich lange mit den häßlichen schwarzen Blechdingern beholfen hat, die den Tisch verunzierten, hat das Kunstgewerbe heute die reizendsten Buchstützen erfunden, die man sich denken kann. Aus Majolika, buntem Steingut, Bronze, Marmor, aus Holz geschnitzt oder aus Speckstein geschnitten, kann jede Brieftasche und jeder Geschmack etwas für sich finden.

Man ist lange davon abgekommen, den Büchern ein uniformes Aussehen zu verleihen und eine ganze Bibliothek einheitlich zu binden. Das wirkt geschmacklos und erinnert an Leihbibliotheken. Jedes Buch soll so fein wie sein Inhalt: durchaus vom anderen unterschieden durch Größe, Farbe und Einband. Der ehemals so beliebte Goldschnitt hat ziemlich abgewirtschaftet und ist höchstens noch an Prunkwerken zu finden. Sonst macht man den Buchschnitt weiß oder farbig, oft abstechend von dem Bucheinband und doch darauf abgestimmt. Vom schweren Blütenpapier ist man zum Feindruckpapier gekommen mit steilen, lateinischen Schriftzügen. Man will weder Duobezbändchen bringen, die mit winziger Schrift ein wahres Augenpulver darstellen und in ihrer spielerischen Winzigkeit noch dem Geschmack des Rokoko Rechnung tragen, noch die Bibelformate der Jahrhundertwende, die nur mit Hilfe vieler Hände herauszunehmen und umzublätern waren. Man ist zu einem erträglichen Mittelweg gelangt, der nach praktischen Rücksichten eingeschlagen worden ist.

Bücher schonen heißt keineswegs, sie nicht lesen. Sie sollen um keinen Preis nach Art der „guten Stube“ des vorigen Jahrhunderts behandelt werden, die darum ihr sauberes Aussehen behielt, weil sie nie benutzt wurde und nur unter Ueberzügen und hinter Jalousien ein unwürdiges und geschontes Dasein verträumte. Sie stets zur Hand haben und sie doch gut behandeln — das ist die Art, wie man gute Freunde behandelt.

Herbst ist gekommen.

Der Herr von Oktober steckt sein Räschen,
rot wie Zinnober, zierlich ins Gläschen.
November, du grober, täppischer Bauer,
geh, mach dem Oktober das Sterben nicht sauer . . .

So besingt der Dichter den sanften, lächelnden Oktober, den guten, freundlichen Gesellen, der ein Freund des Weines ist. Die Trauben sind gereift, der Wein wird gekeltert, es herrscht noch eitel Fröhlichkeit und Vergnügen. Die Wetterwolken des November dräuen zwar schon finster herüber, aber man tut noch lustig und guter Dinge, wer wird schon so ein Pessimist sein und immer an die graue Zukunft denken! Und darum singt Theodor Storm:

Der Nebel steigt, es fällt das Laub,
schenkt ein, den Wein den holden,
wir wollen uns den grauen Tag
vergolden, ja vergolden.

Und darum heißt es weiter:
Und zittert auch einmal das Herz,
stößt an und läßt es klingen,
wir wissen ja, ein rechtes Herz
ist niemals unaubringen.

Und wer wird nicht wie von leiser, wehmütiger Erinnerung gepackt, wenn das vielgeliebte Volkslied spricht:

Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden.
Die letzten roten Aftern trag' herbei,
und laß uns wieder von der Liebe reden —
— wie einst im Mai.

Die Luft ist milde, milder als im Mai, Kartoffelfeuer brennen im weiten Feld, der Himmel ist blau wie Marienglas, die Stoppelfelder glänzen im matten Gold um Gärten, die von den letzten Herbstblumen strahlen, die letzten Rosen blühen:

Legte Rose, wie ich künfte —
singt uns das Lied aus der Oper „Martha“ zu: „Legte Rose, die du allein blühst“.

Du sollst ruhen mir am Herzen
und mit mir ins Grab —

Uner schöplich sind die Lieder des Herbstes, inniger, zarter, tief empfundener als alle Lenz- und Frühlingslieder. Ein leichter Hauch der Vergänglichkeit, des Ewigen, streicht durch die Zeilen, ein leises memento mori. Hebbel, der ernste, gewaltige Hebbel sagt:

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah —
Die Luft ist still, als atmete man kaum
und dennoch fallen fern und nah
die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

Und zum andern:

Ich sah des Sommers letzte Rose stehen,
sie war, als ob sie bluten könnte, rot.
Und leise sprach ich im Vorübergehn:
Zu weit im Leben ist zu nah dem Tod.

Das alte Volkslied schluchzt: Es welken alle Blätter, sie fallen alle ab — — —. Und ein moderner Dichter, Leo Heller, beginnt:

Jetzt kommt die Zeit der Herbstzeitlosen, —
wie jedes Jahr, wie jedes Jahr —
ein letzter Gruß der roten Rosen
für mich vielleicht auf immerdar . . .

Überall ist es die Wehmut über die letzten blühenden Rosen, die sanft sterben im Gold des Oktobers, unter dem hellen Himmel, über den die wilden Gänse mit schrillen Schrei fliegen. Und auch von diesen wilden Gänsen in der Herbstnacht singt der ewig schöne, ewig neue Theodor Storm in der grauen Stadt am Meer:

Die Wandergans mit hartem Schrei
nur fliegt in Herbstesnacht vorbei —

Und wie charakterisiert er damit die Einsamkeit der Herbstnacht besser, als durch den verlassenen unruhigen Wanderschrei der wilden Gänse.

Herbst ist gekommen, Frühling ist weit,
gab es denn einmal fröhliche Zeit?

ragt betrübt ein anderes Herbstlied. Ach ja, kaum eine Erinnerung bleibt uns von den Freuden des Sommers, wir Undankbaren haben sie vergessen, wir haben sie hingegenommen wie etwas Selbstverständliches, das uns gebührt.

Wir germanischen Völker lieben den Herbst, er ist uns ein Symbol, ein großes Erlebnis, ein Gleichnis von der Vergänglichkeit des Irdischen. Der chinesische Dichter Li-tai-pe ist unzufrieden mit ihm und sagt:

Die Erde ist ein schnuziggraues Sinnen,
der Herbstwind stöhnt —

und des großen, vielumstrittenen Niesche schönsten Lied beginnt:

Die Krähen schrei'n
und ziehen wirren Flugs zur Stadt,
Bald wird es schnei'n.
Wohl dem, der jetzt noch Heimat hat.

Ja, wohl dem, der jetzt noch Heimat hat! Der ein Dach über dem Kopf hat, eine warme Stube für den Winter und ein frohes Herz, um die Bein der langen dunkeln Tage gut zu überstehen. Es ist also besser, fröhlich zu sein und zu versuchen, das Beste aus allem zu machen. Der Oktober ist eine kurze Gnadenfrist, die uns zur Vorbereitung gegeben ist, die materiellen Freuden sind ja auch nicht zu verachten, und selbst der so lyrische Wlad, der sozusagen alle Frühlingslieder in Nacht hat, singt doch das östliche „Mehlsuppenlied“:

„Wir haben heut' nach altem Brauch
ein Schweinchen abgeschlachtet —“

und er versteigt sich zu den kühnsten Vergleichen, wie er auf das frisch getöchte Schweinefleisch zu sprechen kommt:

„Wenn so ein Fleischchen, zart und mild,
im Kraute liegt, das ist ein Bild —
wie Venus in den Rosen.“

Und so wollen wir es auch halten, den Frühling nicht vergessen, den Winter nicht fürchten und den Herbst genießen.

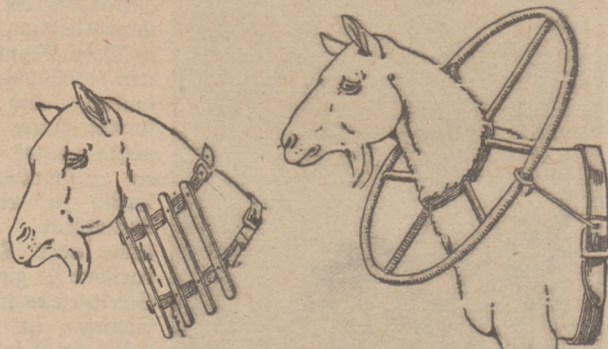
M a r g. K a u f f m a n n.

Haustierzucht und -Pfleger.

Gegen das Selbstausfugen der Milch bei Ziegen.

Bei Stallziegen findet sich diese unangenehme Gewohnheit oft dann, wenn die Tiere unter Durst leiden müssen oder ihnen nicht zusagende Tränke verabreicht wird. Aber auch Weideziegen verfallen in die Gewohnheit nicht selten, wenn sie nichts als ausgedörrtes Gras finden und Mangel an Wasser leiden.

Durch Abstellung der Ursachen lassen sich aber die Ziegen längst nicht immer von ihrer Gewohnheit abbringen; diese kann bereits so eingewurzelt sein, daß besondere Zwangsmittel nötig werden. Sie müssen immer in der Lage sein, zu verhindern, daß die Ziege mit dem Maul an das Euter kommt.



Von den recht unterschiedlich gestalteten Zwangsmitteln, wie man sie häufig sieht, zeigt Abb. 1 einen sogenannten Halstragen, der aus sechs bis acht Stäben besteht, die unten und oben durch Lederrömer mit Schnallen zum Festhalten verbunden sind; auf dem Nacken befinden sich keine Stäbe. Diese immerhin einfache Vorrichtung behindert die Ziege derart in der Bewegung des Kopfes, daß sie nicht an das Euter gelangen kann.

Weit abenteuerlicher sieht die in Abb. 2 gezeigte radförmige Vorrichtung aus, die man vielleicht als „Halstrause“ bezeichnen könnte. Bei ihr ist ein leichter Reifen von entsprechender Größe mit Felgen versehen, die an einem Halsbande befestigt sind. Gleichzeitig wird ein Bauchgurt angelegt, und der Reifen beiderseits durch Schnüre daran befestigt. Eine so ausgestattete Ziege kann überhaupt kaum noch seitliche Bewegungen mit Hals und Kopf machen, und ihre frühere Gewohnheit wird ihr gewöhnlich bald leid.

Dipl.-Landwirt Paul.

Wenn der eigentliche Geburtsakt bei Sauen eintritt, legen sich die Tiere meist selbst hin, und das ist auch dringend notwendig. Bleibt aber die Sau stehen, so muß man das feine tun, um sie zum Hinlegen zu bewegen. Gutes Zureden und Krauen am Euter hilft dann fast immer.

Die flüchtigen Hühnerassen, namentlich die Italiener, sind oft recht wild. Um den Tieren das abzugewöhnen, muß sich der Züchter alle Tage ein wenig mit ihnen abgeben, damit sie sich wenigstens an seine Person gewöhnen. Man kann oft beobachten, daß nicht zahme Hühner schlechter gebeißen.

Fröhliche Ecke.

Natürlich im trockenen Amerika. Im Golden-Arrow-Expres. Da sitzen vier Gentleman. Und eine flache Flasche macht die Runde zwischen ihnen. Und die Herren werden zusehends fröhlicher. Man könnte beinahe sagen, sie haben einen Schwips. Ein würdiger Herr sitzt noch im Abteil, der das verbotene Treiben schon lange sehr mißbilligend betrachtet. Endlich kann er nicht länger an sich halten und beginnt mit ernster Stimme: „Meine Herren, in meinem ganzen Leben ist noch kein Tropfen Alkohol über meine Lippen . . .“ Aber da unterbrachen ihn die fröhlichen vier: „Lieber Herr, warum haben Sie das nicht eher gesagt? Jetzt ist die Flasche leider leer!“

„Sie sind also der Ansicht, Herr Zeuge, daß der Angeklagte im Augenblick seiner Verhaftung sinnlos betrunken war. Woraus schließen Sie das?“ — „Hoher Gerichtshof, er warf ein Zehnpfennigstück in den Briefkasten des Finanzamtes und blickte auf die gegenüberliegende Rathausuhr, gleichzeitig verzweifelt ausrufend: Um Gottes willen, ich habe wieder zehn Kilo zugenommen!“